

Felix Moeschlin (1882-1963) : Amerika vom Auto aus

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel**

Band (Jahr): **192 (2013)**

PDF erstellt am: **24.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Felix Moeschlin (1882–1963)

Amerika vom Auto aus

Felix Moeschlin – Schriftsteller, Journalist und Nationalrat – verbrachte seine Schul- und Jugendjahre in Basel, doch sein Leben trieb ihn auf zahlreichen Reisen in die Welt. Seiner Vaterstadt blieb er indessen stets innerlich verbunden; er verstarb 1963 in Basel. 1930 hatte ihn eine seiner Reisen kreuz und quer durch die Vereinigten Staaten geführt: Der Reisebericht «Amerika vom Auto aus – 20 000 km USA» hält seine Eindrücke fest, die auch zu Beginn des dritten Jahrtausends noch immer bewegend aktuell sind. «Man ist nach Amerika gefahren», heisst es im «Rückblick», «um wenigstens zu erahnen, was es sei. Weiss man es jetzt?» Wissen wir es heute, zu Zeiten Obamas?

«New York, im Juli

Vor drei Monaten kauften wir hier in New York unsern Wagen, kauften wir Zelt, Feldbett, Benzinkocher und alles was dazu gehört, um unabhängig zu sein. [...] Gestern, ja, gestern, sind wir vom Broadway nach Bronx hinausgefahren, um unsern Wagen wieder zu verkaufen [...]. Und es ist einem wahrhaftig wie ein Traum, dass man tagelang, wochenlang, monatelang durch die Vereinigten Staaten gefahren ist, auch ein wenig nach Mexiko hinein, ein paar Meilen auf kanadischem Boden, alles in allem 12 500 Meilen oder 20 000 Kilometer in unserm Masse. Von den Wolkenkratzern zu den Blockhäusern, Schuppen und Zelten, vom Millionengewimmel zur Einsamkeit, wo der Goldadler auf dem Stein sich nicht rührt, wenn man vorüberfährt.

Man sitzt wieder im gleichen Hotelzimmer wie vor drei Monaten, in diesem Zimmer, das eines ist von zweitausend, eins wie das andere, und das ebensogut in New Orleans, Los Angeles, Seattle oder Chicago sein könnte, und fragt sich ein wenig ungläubig, ob es wirklich seine Richtigkeit habe mit diesen vielen, vielen Meilen.

Es ist ein Glück, dass man die Koffer packen muss, denn es geht einem dieses und jenes durch die Hände als greifbarer Beweis: Der Zapfen des Mammutbaumes, der Granit aus dem Yosemite Valley, die Muschel vom Stillen Ozean, der Sand aus der 'painted desert', [...] und der grobgeschnittene Webkamm der Navayo-Indianerin. Die Karten in allen Massstäben, die Notizbücher, die Broschüren und die Bilder.

Es stimmt, man ist wirklich durch ganz Amerika gefahren, von Osten nach Westen und hinauf nach dem Norden und wieder nach Osten.

Man ist gefahren auf Zementstrassen, die Rennbahnen gleichen, und auch auf bekiesten und sandigen Strassen, wo man mehr als einmal hin und her geschleudert wurde wie im Winterschnee. Man ist dahingesaust, stundenlang, mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 70, 80 und 90 Kilometern. Und man ist auch dahingekrochen, schwerfällig, mühsam, balancierend auf einem schmalen Streifen festen Bodens, auf Erdschienen, neben fusstiefen, halbmertertiefen Geleisen voll Morast

und Dreck. Und man ist steckengeblieben im Strassengraben (wir haben uns dann auch Schaufel und Seil gekauft wie die andern), und ist steckengeblieben im Wüstensand – und wieder losgekommen.

Man hat sich unfreiwillig im Kreise gedreht auf jener Strasse zu den Indianern, als ein Gewitter von einer Minute auf die andere die Sandstrasse in ein Schlammbett verwandelt hatte. Man hat den Sechszylinder durch Bäche gesteuert, weil es keine Brücken gab, und über halbeingesunkene Brücken, denn wir hatten nicht Zeit, zweihundert Kilometer zurückzufahren, um eine andere Strasse zu suchen, die vielleicht auch nicht besser war. Und man ist über Dutzende von Alpenpässen, am höchsten im Felsengebirge, wo man gemächlich und ohne es recht zu merken auf 3400 Meter kam.

Man hat gebremst am Stillen Ozean, um das Rauschen der Wogen zu hören und sehnsüchtig hinauszuschauen nach jener Richtung, wo Hawaii liegen muss. Man hat den Wagen stehen lassen im Sande des Michigansees, um einmal einen herrlichen Sonntag lang ganz zu vergessen, dass man von irgendwoher kam und irgendwohin musste. Man hat ihn stehen lassen unter den Mammutbäumen, unter den lieben Yellow Pines, unter Douglasriesenfichten, auch unter Eichen und Ahornen und Nussbäumen, je nachdem. Und man ist ausgestiegen, um den blühenden Magnolien näher zu sein am Mississippi oder den mannshohen Rhododendren am Mount Hood im Staate Oregon.

Man ist langsam über ungeheure Brücken gefahren, das Bild der Ströme sich einprägend: Hudson River, Potómac, Mississippi, Columbia River, Missouri. Und man hat sich eingepägt das Bild der Windmotoren und Petroleumtürme, das Bild der Minen und verlassener Goldgräberstädte, blühender Farmen und verlassener Farmen, das Bild der Bohrmaschinen und der Mähmaschinen.

Man hat durchfahren das Land der Schafe, das Land der Kühe, das Land des Weizens, des Zuckerrohrs, der Baumwolle. Im Morgenfrost hat man die Hände gewärmt am Wasser der Geiser, mit Freuden das erquickende Quellwasser getrunken von Salt Lake City. Man hat sich die Finger zerstoichen an den Kakteen und ist bewundernd stillgestanden vor den blühenden Yuccastauden.

Man hat Amerikaner getroffen und Europäer aller Nationen und Neger, Chinesen und Indianer. Und Präriehunde, Steppenwölfe, Murmeltiere, Gürteltiere, Schildkröten. Und Bären, oh, die lieben Bären.

Ja, man ist wahrhaftig durch die Vereinigten Staaten gefahren, es ist kein Zweifel. Noch ist die Narbe deutlich auf meiner Hand, der Bär hat ein wenig zu rasch nach dem Brote gegriffen, und wie seine Tatze, so hat jedes Ereignis, jeder Blick seine Narbe hinterlassen.

Oh, ungeheure Weite von Amerika! Ich bin dankbar dafür, dass ich sie erleben durfte.

Am liebsten möchte ich morgen wieder in sie hineinfahren!»¹

«Betonstrassen, Asphaltstrassen, Kiesstrassen, Staubstrassen, Lehmstrassen, Schlammstrassen haben uns durch das Land geführt. Man möchte ein Lied singen auf diese Strassen, auf diesen Rausch des Fahrens, auf die Entdeckerfreude jedes



Zwischenhalt für
Moeschlins Auto.

neuen Tages. Noch nie habe ich in diesem Masse das Land erlebt. Das Meer hat es mir nicht angetan, aber das Land. Ich erwache am Morgen mit dem Bilde der Strassen in der Einsamkeit. Ich sehe immer noch die Rauchfahnen in den wüstenähnlichen Steppen. Es erscheint mir undenkbar zu leben ohne diese Weite. [...]

Nun werde ich die Briefkästen an der Landstrasse nicht mehr sehen. Diese primitiven Holzkisten, die auf einem Pfahl in irgendeiner Einsamkeit standen, Gruss einer menschlichen Niederlassung, von der man nichts sah. Diese Briefkästen wie Taubenschläge, immer wieder rührten sie mich. Sie konnten sich häufen wie eine Fülle von Nistkästen, die Schrift hingeschmiert, hingesudelt oder auch nicht mehr sichtbar, verblichen, ausgewischt. Sie lehnten sich brüderlich aneinander, sie waren kameradschaftlich zu dritt gesellt, Menschenschicksale andeutend. Die hübsch bemalten liessen auf Prosperität schliessen, die schiefen, alten, halb verfallenen sagten, dass der Besitzer weggezogen, gestorben sei. Manche standen kalt und teilnahmslos da, andere hatten etwas Menschliches in ihrer Art, die Hand sehnsüchtig auszustrecken ...

Wir haben nicht nur das Land, sondern auch die Landwirtschaft erlebt und mehr als einmal eine Krise der Landwirtschaft, die man den Vereinigten Staaten nie zutraut hätte». Krise der Landwirtschaft damals, Finanzkrise heute 2013! «Man ist beim Anblick des ersten leerstehenden Hofes an der Strasse erstaunt gewesen. Man hatte geglaubt, dass es gerade den Bauern an der Strasse dank erleichterter Absatzverhältnisse besser gehen müsste als den andern, bis man nach und nach begreifen lernte, dass diese Leute an der Strasse zuerst merken mussten, man verdiene in den Städten mehr als auf dem Lande. Die Strasse führte sie weg. Kein Wunder, dass ein Mann aus Wisconsin behauptete: 'An der Strasse sind nur noch die Hälfte der Bauern da ...' [...]

Nun hat die Regierung mit der Landwirtschaftsbill vom 15. Mai die Summe von 500 Millionen zur Förderung des landwirtschaftlichen Absatzes bestimmt. Ich glaube nicht, jetzt weniger als je, dass mit Geld allein geholfen werden kann. Ökonomische Überlegungen können keine Wunder tun, wo die Seele des Menschen entscheidend in Betracht kommt. Das vermöchte nur der Geist. Wenn gerade Ford schreibt, dass alle Geschäftsprobleme genau gleich seien und die Landwirtschaft keine besondere Art von Geschäft sei, so muss man nach all dem Verfallenen und Verwahrlosten, das man gesehen, nach all den bäuerischen Siedelungen, wo keine Liebe zu den Dingen zu spüren war, wo die Maschinen, die Werkzeuge herumlagen und verrosteten, wo die Ställe Löcher waren unter einem Strohaufen, mehr als je betonen, dass die Landwirtschaft – wenn nun einmal der Begriff Geschäft gebraucht werden soll – jedenfalls eine ganz besondere Art von Geschäft ist. Ja, man hat Lust zu behaupten: [...] je mehr Rechnen, um so weniger Bleiben. Die kleine, so geschmähete individuelle Landwirtschaft verfügt über innere Kräfte, die nicht mit Gold aufzuwägen sind. Vielleicht könnte nur dank einer religiösen Wiedergeburt das einsame amerikanische Land besiedelt werden. Und man müsste schon heute beginnen, Bäume zu pflanzen im Mittelwesten und Südwesten, auf dass die Menschen etwas hätten, an das sie sich anlehnen könnten.

Man steht vor dem seltsamen Widerspruche, dass ein Land mit ungeheuren Bevölkerungsmöglichkeiten nicht nur die Zahl der Einwanderer, sondern auch die Zahl der Kinder beschränkt. Man schafft künstlich eine Leere, die sich auf die Dauer nicht aufrechterhalten lassen wird. Im reichsten Lande der Welt hat man Angst vor den Einwanderern, weil sie die Löhne senken könnten, und man hat Angst vor Kindern, weil sie es nicht so gut haben könnten, wie es für nötig erachtet wird. Das allgemeine Evangelium, dass es sich vor allem darum handle, dank möglichst einträglicher Arbeit das Leben ausgiebig zu geniessen (eine Sache nur zu tun, wenn sie sich lohne, also nicht die Sache um der Sache willen), vereint sich entscheidend mit den bekannten Anschauungen des Neomalthusianismus, in einem Lande, das nach europäischen Massstäben für 500 Millionen Menschen Platz hätte, nicht nur für 120!

Viele Gedanken gehen einem durch den Kopf. Es fehlen auch in Amerika die Probleme nicht: Lockerung der Familie, Trennung von Alt und Jung, Überschätzung der Schule, Verhältnis von Mann und Frau, Landflucht, eine Demokratie, die von Brisbane am Tage der Unabhängigkeitserklärung mit den Worten begrüsst worden ist: 'Es ist nicht ermutigend, 153 Jahre nach dem ersten 'Vierten Juli' zu erleben,

dass 100 Männer mehr Macht haben als 120 Millionen, und dass in diesen 100 Männern die Mitglieder des Kongresses, die Gouverneure und die Richter nicht eingeschlossen sind.' Verbrechen, Sektenwesen, Verfolgungen der Andersgläubigen, der Männer, die sich Kritik erlauben ... ist es ein Mittelalter, das man noch lebendig schaut mit seinem Licht und seinem Schatten? Stehen nicht in New York die Wolkenkratzer wie Kathedralen in mittelalterlichen Städten über den niedrigen Wohnhäusern? Ja, Mittelalter, ein junges Volk, es hat noch Zeit.

Das Schiff geht nach Osten, die Gedanken gehen nach Westen. Mögen alle Sünden, alle Untugenden, die man in Amerika schaut und die man Amerika zuschreibt, wahr sein, ich liebe es. Es ist Fleisch von unserm Fleisch. Es ist nicht etwas Gewesenes, es ist etwas Werdendes. Chaos? Nun gut, ist es nicht berauschend für Männer, Chaos zu gestalten? Keine Sicherung der mittleren Linie? Um so besser, ich lobe mir die Unsicherheit.

Es ist nicht so einfach, Amerika zu verlassen. Ich spüre jetzt, dass es gefährlich ist, in die U.S.A. zu reisen. Vor ein paar Monaten hatte ich in Halifax selbstsicher geschrieben, dass ich verwurzelt sei, dass ich bloss aus Neugierde übers Meer fahre, dass meine Füße im europäischen Boden steckten. Heute ist diese Selbstsicherheit verschwunden. Es gibt auch ein Heimweh nach Amerika, ich spüre es. Im Herzen ist die Sehnsucht nach einem ganz bestimmten Bauernhof in Montana, nach einem Strom, nach der Weite, nach dem Staub sogar, nach dem Blick über die Wüsten zu roten und blauen Bergen, nach der Prärie und dem Walde von Washington, nach den fruchtbaren Gärten von Kalifornien und dem Strande von Chicago.

Das Schiff geht nach Osten, die Gedanken gehen nach Westen. Man hat Angst vor Europa ...»²

Anmerkungen

- 1 Felix Moeschlin: Amerika vom Auto aus – 20 000 km USA, Erlenbach-Zürich: Rentsch, 1930, Zitate aus «Statt eines Vorworts», S. 7–10.
- 2 Ebd., Zitate aus «Rückblick», S. 183–187.